

Predigtreihe in den Sommerferien:
Grundfragen des Christentums heute

II. „Was ist der Mensch?“

(1. September 2024 – St. Michael Wolfratshausen)

Was ist der Mensch? Auf diese Frage, liebe Gemeinde, gibt es unüberschaubar viele verschiedene Antworten. Je nachdem, aus welcher Perspektive jemand sich diesem Thema stellt, ist anderes im Blick: Während ein Chemiker die Grundbestandteile des menschlichen Körpers aufzählen könnte (68% Wasser, 20% Kohlenstoff, 6% Sauerstoff usw.), würde ein Biologe vielleicht auf die wesentlich höhere Leistungsfähigkeit des Gehirns gegenüber anderen Lebewesen verweisen. Der Geschichtsprofessor Thomas Nipperdey definierte einmal, der Mensch „sei das einzige Wesen, das seinen Großvater kennt“ (also um seine Geschichte weiß), und der griechische Philosoph Aristoteles bezeichnete einst den Menschen als „zoon logikon“ oder „animal rationale“, also als das Tier mit Vernunft – eine Definition, die seitdem in der Philosophie immer wieder kritisiert wurde. – Was ist der Mensch? Auch für das Christentum ist diese Frage von grundsätzlicher Bedeutung; deshalb steht sie – nach der Frage nach Gott – heute im Fokus unserer Predigtreihe. Für den Glauben sind dabei nicht die naturwissenschaftlichen Fragestellungen von Bedeutung, sondern es geht von Anfang an um den Wert und den Sinn des menschlichen Lebens. Schon die beiden Schöpfungserzählungen am Anfang der Bibel machen dazu klare Aussagen.

In 1. Mose 1[27f] heißt es dazu: *Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht.* In diesen Versen (nicht in der Reihenfolge der Schöpfungswerke oder der Anordnung auf sieben Tage) steckt die besondere Aussage dieses Textes, die noch deutlicher verständlich wird, wenn man sie auf dem Hintergrund gleichzeitiger babylonischer Schöpfungsmythen liest, die den Menschen aus dem Blut einer toten Göttin und als Sklaven der Götter entstehen lassen. Zur Herrschaft über die Erde und zum Ebenbild Gottes geschaffen: so beschreibt das biblische Schöpfungsgesang den Menschen und betont damit seine Freiheit im Umgang mit der Umwelt – ganz im Gegensatz zu den Religionen aus Israels Umwelt, die in vielerlei Naturphänomenen Götter vermuteten und damit die Menschen in Angst und Abhängigkeit hielten.

Wie sehr diese Freiheit des Menschen mit wachsenden Möglichkeiten zu Missbrauch und Ausbeutung der Natur verkommen ist, konnten die Schreiber dieses Schöpfungstextes natürlich nicht ahnen, doch dass auch damals schon die Grenze solcher Freiheit und die Verantwortung des Menschen für seine Welt im Blick war, zeigt die andere, übrigens noch ältere Schöpfungserzählung in 1. Mose 2+3: *Gott der HERR nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte* [1. Mose 2,15]. So heißt es dort, und im nächsten Kapitel folgt die Erzählung vom „Sündenfall“, die bereits am Urbild des Menschen die Überschreitung der menschlichen Grenzen und deren fatale Folgen zum Thema macht. – Die Beschreibung der Weltentstehung, die diese Texte entfalten, ist von den wissenschaftlichen Einsichten seither natürlich längst überholt worden, aber das Grundverständnis des Menschen bleibt für den jüdischen und christlichen Glauben bestimmend: Was ihn von allen anderen Lebewesen unterscheidet, ist begrenzte Freiheit – Freiheit im Unterschied zu allen anderen Geschöpfen, und begrenzt durch Verantwortlichkeit und Endlichkeit, denn eines sind wir trotz aller Freiheit nicht: Wir sind nicht Gott!

Was ist der Mensch? Unser Thema, liebe Gemeinde, schließt an das der letzten Woche „Brauchen wir einen Gott?“ unmittelbar an, denn ohne Gott lässt sich die Spannung zwischen den beiden Polen unseres Menschenbilds nicht aufrecht erhalten: So sehr die Freiheit dann zunächst unbegrenzt erscheint, weil wir uns selbst an Stelle Gottes setzen, fällt sie ins Nichts zusammen, wenn wir an die unabweisbaren Grenzen unserer Endlichkeit

gelangen, weil spätestens der Tod unsere Selbstvergötterung entlarvt. Der Glaube dagegen vertraut auf die Kraft Gottes, die unsere Freiheit ermöglicht und über die Grenze unserer Endlichkeit hinaus bestehen bleibt. Deshalb stellt sich dem Glauben die Frage, wie diese Freiheit verantwortlich, also im Bewusstsein ihrer Grenze, genutzt wird.

Für uns Christen ist die Kraft Gottes die Kraft der Liebe. Was das für unsere Verantwortung bedeutet, beschreiben besonders schön und zugleich poetisch die Seligpreisungen am Anfang der Bergpredigt [Mt 5,1-10], die wir vorher als Lesung gehört haben. Entstanden sind sie wohl aus drei „Ur-Seligpreisungen“, mit denen Jesus dem Unrechtssystem seiner Umwelt die ganz anderen Wertmaßstäbe der Liebe Gottes entgegengesetzt hat. In der Parallelüberlieferung bei Lukas finden wir sie noch relativ ursprünglich: *Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer. Selig seid ihr, die ihr jetzt hungert; denn ihr sollt satt werden. Selig seid ihr, die ihr jetzt weint; denn ihr werdet lachen.* [Lk 6,20f] Daraus sind in der ersten Gemeinde und bei Matthäus Formulierungen gewachsen, die nicht nur das menschliche Leid, sondern auch unser angemessenes Verhalten umfassen, so dass sie die gesamte Bergpredigt und ihre Entfaltung des christlichen Lebens aus der Liebe Gottes umspannen.

Ein reines Herz, Sanftmut, Barmherzigkeit, Friedfertigkeit, die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und der selbstlose Einsatz dafür, auch das Leid, das wir tragen, und dazu „geistliche Armut“ – vielleicht ist sie am besten als „geistliche Demut“, also das Bewusstsein unserer Grenzen vor Gott zu verstehen: all das wird hier *selig* gepriesen. *Selig* kann man übersetzen als „glücklich“ in einem umfassenden Sinn. Μακάριοι (so heißt es im griechischen Original) meint im Neuen Testament immer die, die sich freuen dürfen, weil sie zum Reich Gottes gehören. *Selig*, also wahrhaft glücklich dürfen alle die sein, die ihr Leben so führen, dass sie Gott nahe sind, also im Vertrauen auf die Liebe Gottes und in der Freiheit, die daraus erwächst. Das umfasst das eigene Verhalten, das sich in Sanftmut, Barmherzigkeit und Friedfertigkeit an der Liebe Gottes orientiert, genauso wie das Ertragen all dessen, was wir in diesem Leben erleiden an Lieblosigkeit, Gewalt und Unrecht, im Vertrauen darauf, dass zuletzt die Liebe „den längeren Atem hat“ und sich durchsetzt, weil sie die Kraft Gottes ist.

Die Seligpreisungen, liebe Gemeinde, fassen also das rechte menschliche Leben in Freiheit und Verantwortlichkeit vor Gott in einzigartiger und hoffnungsfroher Form zusammen. Aber halten sie uns damit nicht auch einen Spiegel vor, wie weit wir selbst von solcher Seligkeit entfernt sind? Denn ganz schnell wird uns doch bewusst, wie oft wir alles andere als sanftmütig und friedfertig sind, wie sehr sich unsere Sehnsucht mitunter mehr auf unseren Vorteil als auf Gerechtigkeit richtet und wie schwer wir das eigene Leid ertragen. Zu unserem Menschsein gehört auch, dass wir von der Vollkommenheit, die die Bergpredigt beschreibt, weit entfernt sind. Doch das widerspricht dem Menschenbild des christlichen Glaubens nicht. Denn wenn wir unser Vertrauen auf die Liebe Gottes als tragende Kraft unseres Lebens richten, dann müssen wir eben nicht perfekt sein, sondern können auch unsere Unvollkommenheit in Gottes Hand legen. Im Gegenteil: Wer sich selbst schon am Ziel wähnt, läuft immer Gefahr, das Vertrauen auf Gott doch wieder durch Selbstvergötterung zu ersetzen.

Deshalb ist die „Buße“ so wichtig, deshalb steht die Besinnung auf unsere Unvollkommenheit auch am Beginn jedes Gottesdienstes. Denn nur dadurch bleiben wir offen dafür, uns in unserer Verantwortlichkeit weiter zu entwickeln, statt nur unseren Status zu verteidigen und selbstgerecht zu werden. Und nur so können wir auch tolerant und geduldig sein gegenüber unseren Mitmenschen, wenn wir immer wieder erleben müssen, wie weit sie in ihrem Verhalten von wahrer Menschlichkeit entfernt sind, weil wir um unsere eigenen Grenzen wissen. Für sie und für uns bleiben die Verheißungen der Seligkeit vor Gott als Lebensziel bestehen, weil wir auf die Liebe Gottes vertrauen. Und immer dann, wenn wir schon weiter sind auf dem Weg zu einem wahrhaft menschlichen Leben, ist unser Auftrag, „dem anderen zum Christus zu werden“ (wie es Martin Luther einmal formuliert hat), also wie Jesus einander die Liebe Gottes weiterzugeben durch Sanftmut, Barmherzigkeit und Friedfertigkeit. AMEN